

Gendergerechte Sprache soll die Gleichheit fördern,
doch sie ändert nichts an unseren Rollenbildern **SEITE 42**

Hongkong gewinnt als Kunst-Hub an Bedeutung –
die Art Basel ist sein stärkstes Zugpferd **SEITE 43**

Was ferne Verwandte aus einem machen

In Trinidad lernte ich die Familie meines Vaters kennen und mit ihr auch mich selbst. Von Martin R. Dean

Der Wunsch nach Kenntnis der genetischen Herkunft lässt sich heute leicht erfüllen. Mit Gentesting kann jeder die Anteile an nordeuropäischem, asiatischem, afrikanischem, mittelöstlichem oder woanders herstammendem Genmaterial bestimmen. Unter der Hand wird damit die Globalisierung der eigenen Herkunft betrieben. Ethnisch motivierte Überlegenheitsgefühle und Rassismus, so die frohlockenden und florierenden Ahnenforschungsfirmen, sollen damit ad absurdum geführt werden.

Was aber weiss man, wenn man die Prozentanteile von asiatischem oder afrikanischem Genmaterial kennt? Öffnet es den Nationalstereotypen nicht vielmehr hinterrücks wieder Tür und Tor? Herkunft und Verwandtschaft stellen in einer Zeit, da die Verunsicherung und die Vereinzelung des Individuums zunehmen, einen rückversichernden Wert dar. Genetisch gewonnene Verwandtschaft verpflichtet einen indessen zu nichts, sie bleibt fiktiv.

Die Suche nach Angehörigen beschäftigt mich seit langem, da meine Verwandtschaft nicht nur in der Schweiz, sondern auch auf der Karibikinsel Trinidad lebt, von der mein Stiefvater wie auch mein leiblicher Vater stammen. Immer wieder reiste ich auf die Insel und spielte als Jugendlicher gar mit dem Gedanken, eines Tages in die Tropen auszuwandern. Ich entwarf eine Alternativbiografie und stellte mir vor, was aus mir würde, wenn ich mein Leben auf der Insel verbrächte. Mit den Jahren hat sich diese trügerische Heimatverheissung zum Gespenst eines Doppellebens verflüchtigt, wie es Millionen von Menschen, ausgewanderte wie geflüchtete, mit multiplen Identitäten herumtragen.

Meine Vorfahren

Erst vor einigen Jahren lernte ich indessen die Familie meines leiblichen Vaters kennen. Nun war diese neue Verwandtschaft das Ziel meiner Reisen. Mit einem Schlag dreissig, vierzig unbekannte Verwandte zu haben, war eine verwirrende und aufwühlende Tatsache. Plötzlich tauchte ich auf dem Ast eines weitverzweigten, tief in die koloniale Vergangenheit der Insel reichenden Stammbaums auf. Identität, das wurde mir klar, umfasst nicht nur ein Bündel von Zuschreibungen. Sie entsteht auch durch verwandtschaftliche Bande. Ich war nicht mehr nur Betrachter, sondern Zugehöriger.

Als ich in diesem Jahr meine neue Verwandtschaft abermals besuchte, ging ich zuvor ins National Museum in Port of Spain. Dort stiess ich auf Bilder und Flaggen farbiger Regimenter, welche die Briten 1939 mit Soldaten aus Trinidad und Tobago in den Zweiten Weltkrieg schickten. Die afrikanischen und indischen Bataillone rekrutierten sich aus den Nachkommen der über Jahrhunderte eingeschleppten Sklaven, die nach 1845 von indischen Kontraktarbeitern abgelöst worden waren. Auch meine indische Verwandtschaft stammte von diesen Einwanderern ab. Schockiert las ich von den Lebensumständen, denen die Kontraktarbeiter unterworfen waren.

Angesichts der Brutalität der Aufseher auf den Zuckerrohrfeldern, die Frauen vergewaltigten und Männer schlugen, der an Konzentrationslager erinnernden Barackencamps, der eingeschränkten Bewegungsfreiheit der Arbeiter, die sich ohne Ausweispapiere nicht frei bewegen durften, erschienen mir die Unterschiede zwischen Sklaverei und Kontraktarbeiterschaft nichtig. Familien waren auseinandergerissen und althergebrachte Traditionen verboten worden. Afrikaner wie Inder verloren ihre Geschichte und das Wissen um ihre Herkunft.

Der Blick auf die Wurzellosigkeit meiner Verwandtschaft war schärfer gewor-



Martin R. Deans Familie väterlicherseits, hinten rechts die Grossmutter und vorne rechts der Grossvater. Die Aufnahme stammt vermutlich aus den späten vierziger Jahren. PD

den, als ich draussen vor dem Museum zu Derek ins Auto stieg, der mich zum Familientreffen bei meiner Cousine Becky bringen sollte. Derek ist der 88-jährige Ehemann meiner Tante April, ein ehemaliger Banker, in den fünfziger Jahren aus England auf die Insel gekommen, trinkfest und mit galligem Humor. Er steuerte den Wagen mit sicherer Hand durch den chaotischen Verkehr der Hauptstadt Port of Spain, vorbei an farbigen, leichten Holzhäusern, die Derek Walcott in seinen Gedichten beschrieben hatte, vorbei an den Leuten auf den Trottoirs, deren Gesichter vom Leben gezeichnet waren.

Wir passierten den berühmten Woodford Square, und Derek erzählte mir, dass er in den siebziger Jahren hier mit John Lennon zusammengetroffen sei. Lennon wollte mit Michael X eine Bank aufsuchen, um einen Check für dessen Black-Power-Kommune einzulösen. Ebenfalls im Woodford Square hielt der erste afrikanischstämmige Premierminister der Insel, der Politiker und Schriftsteller Eric Williams, seine berühmten Reden an das Volk, um danach das Land 1962 in die Unabhängigkeit zu führen.

Eine Seelenverwandtschaft

Nach einer Stunde Fahrt auf kurvenreichen Strassen durch den Urwald erreichten wir das Landgut. Meine Cousine Becky stand bereits in der Tür und führte mich vorbei an den schlafenden Hunden durch das nach allen Seiten offene Haus. Auf der Veranda erwartete mich ungeduldig Onkel Clive. Der bullige Mann mit kantigem Gesicht schwenkte ein dickes Buch, einen Roman, an dem er ein halbes Leben lang gearbeitet hatte. Stolz drückte er mir, einem Berufskollegen, sein Lebenswerk in die Hand. Ich wog das Buch – ein Ziegelstein – in meinen

Händen und las die ersten, mit penibler Sorgfalt gedrechselten Sätze. Ich würde es lesen müssen, denn immerhin war es das Buch meines Onkels!

Unterbrochen wurde ich von seinem Sohn Christian, dessen Mutter Lee spanisch-chinesischer Abkunft ist. In seinen Gesichtszügen erkannte ich mich kaum wieder. Als wir später zusammen im Auto sassen, spielte er so viele meiner Lieblingslieder ab, dass mich der Gedanke an eine Seelenverwandtschaft überfiel. Zuletzt erschien auch meine Tante April, von der behauptet wurde, ich sei ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Innert Kürze waren wir in ein Ge-

Plötzlich tauchte ich
auf dem Ast eines weit-
verzweigten, tief in die
koloniale Vergangen-
heit reichenden
Stammbaums auf.

plauder über die abwesenden Verwandten verwickelt, die verstreut über den halben Erdball lebten.

Ich erfuhr, wie es den mir kaum dem Namen nach bekannten Onkeln und Tanten in Vancouver und Victoria ging, den Grosscousins in Hamburg und London, der Cousine in Australien und weiteren Verwandten überall auf der Welt. Sie bildeten ein Netzwerk, das Zugehörigkeit verhies. Sie besuchten sich rund um den Erdball, feierten Verlobungen und Hochzeiten und verbrachten die Ferien zusammen. Verwandtschaft stiftet eine Nähe,

die sonst nur durch jahrzehntelange Freundschaft erworben werden konnte. Das ist in einer entwurzelten Gesellschaft von unschätzbarem Wert.

Derweil fragte ich mich, welche Charaktereigenschaften ich möglicherweise von welchen Verwandten geerbt haben könnte. Hat sich der Hang zum Apodiktischen, den meine rhetorisch über alle Massen begabte Tante April pflegte, auch auf mich übertragen? Wie viel habe ich von der eisernen Disziplin mitbekommen, die meinen Grossvater, einen Distriktrichter, jeden Morgen zu ausgiebigen Leibesübungen antrieb? Wie viel von seiner Pedanterie steckt mir in den Knochen? Und muss ich mir Sorgen machen wegen Onkel Davids Alzheimererkrankung, oder liegt deren Ursache einfach in seiner Trunksucht?

Die eigensinnige Tante

Wir sind nicht nur, was wir aus uns gemacht haben. Wir bringen ein Erbe mit. Der emanzipatorische Wunsch, sich selber aus allen Bindungen zu befreien und sein Leben nach eigenem Gusto zu entwerfen, ist im Kern ein Aufklärungspostulat. Heute tritt an dessen Stelle immer mehr die Sehnsucht nach Bindung und Zugehörigkeit. Verwandtschaft und Familie scheinen, auch in den Industrieländern, wieder ein Verbund zu sein, der Nähe ermöglicht und Geschichte stiftet. So dämmerte mir, im Licht dieses Sonntagnachmittags sitzend, an dem die Kolibris unermüdlich die Tischrunde umschwirrten und der Wind durch die Palmblätter rauschte, eine paradiesische Ahnung von Heimat. Und Walcotts Verse aus «Love After Love» fielen mir ein: «you will greet yourself arriving / at your own door, in your own mirror / and each will smile at the other's welcome».

Doch gibt es kein Paradies ohne Verreibung. So fehlte in der Tafelrunde Aprils Schwester Joan. Selbst wenn man sie eingeladen hätte, Joan wäre nicht gekommen, da sie mit der Familie über Kreuz liegt. Joan, hiess es, sei zu stur. Als ich diese grossgewachsene schlanke Frau von berückender Eleganz am nächsten Tag besuchte, erinnerte sie mich einmal mehr an Greta Garbo. Ich setzte mich neben sie und lauschte ihren eindringlichen Erzählungen von verschleierte Frauen im Persien der sechziger Jahre, wo sie an der Seite eines Diplomaten zehn Jahre zugebracht hatte.

Mit leiser, melodischer Stimme, hingegossen in einem alten Sessel, beschrieb sie mir den Geschmack der Speisen und den Geruch der Luft in Teheran und fesselte mich mit der synästhetischen Genauigkeit und atmosphärischen Dichte ihrer Schilderungen. Tante Joan ist blind, seit ihrer Jugend. Eine Augenoperation, die ihr vielleicht hätte helfen können, war ihr als junges Mädchen vom geizigen Ehemann verweigert worden. Persien und Äthiopien, Südafrika und den Nahen Osten hatte sie nur als Hörende, Riechende und Tastende erlebt, aber offensichtlich genauer als mancher Reisende.

Was zog mich – mehr als zu den anderen Verwandten – zu dieser Tante hin? War es ihre Eleganz? Oder ihr Erzählertalent? War es ihre Blindheit? Im Innersten bewunderte ich sie, dass sie als Blinde sehend und in ihren Erzählungen ganz und gar heimisch geworden war. Ich teilte mit ihr das Schicksal, dazugehören – und doch fern von allen zu sein. Sie mehr als alle anderen lehrte mich, was ferne Verwandte aus einem machen.

Der Schriftsteller Martin R. Dean lebt in Basel. Seine Essays «Verbeugung vor Spiegeln» erschienen 2015 beim Verlag Jung und Jung.